

FESTREDE

im Namen

der

Georg-Augusts-Universität

zur

Akademischen Preisvertheilung

am IV. Juni MDCCCLX

gehalten

von

Dr. Ernst Curtius

Professor der classischen Philologie und Archäologie.

Göttingen.

Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei.

(W. Fr. Kaestner.)

Bibliothèque Maison de l'Orient



154747

Hochgeehrte Versammlung!

Man hört unter den Menschen von nichts mehr reden, als von guten und schlechten Zeiten, und darunter werden nicht bloss vorübergehende Verhältnisse verstanden, welche günstig oder ungünstig auf den Wohlstand einwirken, sondern man glaubt auch ganze Geschichtsperioden in dieser Weise unterscheiden zu können und hört wohl gar Einzelne darüber klagen, dass es ihnen nicht beschieden sei, einer anderen, glücklicheren Generation anzugehören. Denn der Grundzug solcher Betrachtungen ist immer das Gefühl des Missbehagens und der Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart, und so lange wir die Menschen kennen, betrauern sie ein verlorenes Glück und hoffen immer von Neuem auf die Herstellung eines Zustandes, welchen sie als den normalen ansehen und auf den sie ein gewisses Anrecht zu haben glauben. Wie viel Mittel sind nicht ersonnen worden, um diese Hoffnung zu verwirklichen! Da wurden wichtige Begebenheiten benutzt, um von ihnen eine neue Zeitrechnung zu beginnen, als sollte nun auf einmal das Alte vergessen und zu guter Stunde ein neuer Anfang gemacht werden. Neue Gottesdienste und Opferbräuche wurden eingeführt, Tempel geweiht, Feste und Festspiele gestiftet, Sühnungen ganzer Gemeinden, Städte und Länder vorgenommen, um einen neuen, reinen Anfang zu gewinnen. Oder man knüpfte seine Hoffnungen an solche Wendepunkte, welche mit ewigen Ordnungen der Natur zusammenhängen sollten. Man suchte in den Sternbildern des Himmels, wie in den Büchern der Sibylle nach dem Ablaufe grosser Weltperioden, welcher eine Rückkehr der goldenen Zeit, eine Verjüngung und Wiedergeburt der

Menschheit zur Folge haben sollte. So verkündete Virgil den Anbruch eines neuen Säculums, und Oktavian feierte es, als die Welt kriegsmüde ihm zu Füßen sank, mit glänzenden Staatsfesten. Inzwischen brach in aller Stille der neue Welttag wirklich an, das angenehme Jahr des Herrn, aber die Christen, die es verkündeten, erhielten zur Antwort, dass der Verheissung des Friedens die Erfüllung fehle; ärger, als je zuvor, sehe es in der Welt aus, und Orosius schrieb seine Weltgeschichte, um den Heiden zu beweisen, dass die früheren Zeiten wenigstens nicht freier von Noth und Elend gewesen seien.

So geht das Sehnen der Menschen durch ihre ganze Geschichte hindurch und ihre Klage tönt, leiser oder vernehmlicher, aus allen Jahrhunderten uns entgegen. Wenn wir aber dennoch nicht umhin können, gute und schlechte Zeiten zu unterscheiden, so denken wir nicht an das Glück des Einzelmenschen, denn dieses beruht doch zuletzt auf der Harmonie des geistigen Lebens, und wie unter den Wellen in aller Stille die Meerestiefe ruht, so kann auch in den trübsten Zeiten das Menschenherz seines Friedens gewiss und darum glücklich sein. Eben so wenig kann von dem Glücke der Völker, die zu einer Zeit gelebt haben, im Allgemeinen die Rede sein, weil hier die Ungleichartigkeit der Zustände jede gemeinsame Beurtheilung unmöglich macht. Wir können also nur von einzelnen Völkern und Staaten reden, und je mehr diese ein organisches Gesamtleben haben, um so mehr werden die einzelnen Glieder Glück und Unglück des Ganzen theilen. Darum treten uns auch in der alten Geschichte die verschiedenen Stufen des gemeinsamen Wohlbefindens am deutlichsten entgegen, die Zeiten der Dürre, der Ermattung, des Verfalls, und wiederum solche, welche von frischem Lebensodem beseelt und von einer kraftvollen Entwicklung erfüllt sind, wo das Volksleben gleichsam in voller Blüthe steht. Dies sind die Lichtpunkte und Sonnentage der Geschichte, deren Vergegenwärtigung unser Herz erfreut, und bei festlichen Anlässen ist es wohl vergönnt, bei solchen Zeiten anschauend zu verweilen. So lassen Sie uns heute einen Abschnitt dieser Art in das Auge fassen, und zwar den Höhenpunkt der attischen Geschichte; lassen Sie uns das Glück des perikleischen Athens in der Weise prüfen, dass wir daran erkennen, welche Züge es vorzugsweise sind, die uns berechtigen, einer Zeit den Namen einer grossen und glücklichen zu geben.

Um das Glück einer Zeit zu bestimmen, bedarf es vor Allem eines Mass-

stabs, und dieser ist kein unmittelbar gegebener. Denn so sehr die Menschen alle darin einverstanden sind, dass sie glücklich sein wollen, so weit sind sie in der Bestimmung dessen, was sie Glück nennen, von jeher aus einander gegangen und noch heute pflegt jedes Lebensalter, jede Bildungsstufe, ja, jede Menschennatur ein anderes Ideal zu haben. Die Meisten haben freilich immer das Wesen des Glücks darin gefunden, dass es etwas ausserhalb aller Berechnung Liegendes und von der Thätigkeit des Menschen durchaus Unabhängiges sei; die Weisen des Alterthums haben uns aber schon einen anderen Standpunkt kennen gelehrt. Sie haben erkannt, dass das, was alle Menschenseelen nach ihrem innersten Naturtriebe erstreben, unmöglich etwas Derartiges sein könne, was einzelnen Begünstigten durch Zufall in den Schoss falle und eben so leicht dem Besitzer wieder abhanden komme. Es könne dasselbe vielmehr nichts Anderes sein, als die Verwirklichung dessen, worauf die menschliche Natur angelegt sei, die Erfüllung ihrer sittlichen Zwecke. So haben die Griechen den Begriff des Glücks der Sphäre des Zufälligen entrückt und ihn, als den des höchsten Gutes, kühn und sicher in die Mitte ihrer Sittenlehre gestellt; sie haben die Begriffe von Tugend und Glück unzertrennlich mit einander verbunden. Auf diesem Standpunkte sehen wir Solon dem eitlen Lyderkönige gegenüber stehen und mit ihm sind die grössten Philosophen des Alterthums bis Aristoteles hinauf im Einklange geblieben. Ihnen werden auch wir uns hier um so lieber anschliessen, da nach ihren Grundsätzen menschliche Tugend und menschliches Glück sich nur in der Staatsgemeinschaft verwirklichen konnte, und werden also das Wesen eines glücklichen Staats darin erkennen, dass er bei allen seinen Angehörigen eine der Tugend gemässe, volle Entfaltung aller sittlichen Kräfte nicht nur gestattet, sondern auch möglichst anregt und fördert.

Die erste Voraussetzung ist also die, dass solche der Entfaltung fähige Kräfte vorhanden sind, die dem Staate eine Zukunft verbürgen. Aber es müssen nicht nur ungeschwächte und bildungsfähige Kräfte da sein, sondern sie müssen auch schon angeregt, geübt, in Anstrengung bewährt und dadurch zum Bewusstsein gekommen sein, wenn sie der vollkommenen Entfaltung, in welcher wir das Wesen des glücklichen Zustandes erkennen, nahe sein sollen. Eine solche Zeit der Erweckung hatte Athen durchlebt, ehe es in die perikleische Zeit eintrat. Kühnes Muths hatte die kleine Bürgerschaft mit dem mächtigsten

Weltreiche angebunden, indem sie den aufständischen Ioniern Hülfe gewährte; aber dieser Hilfszug war kein thörichtes und abenteuerliches Unternehmen, sondern er ging von dem klaren Bewusstsein aus, dass hellenisches Volk nicht bestimmt sei in Dienstbarkeit der Barbaren zu stehen, und von der richtigen Erkenntniss, dass die beiden Meerseiten zu gemeinsamer Geschichte berufen seien, deren Mittelpunkt Athen sein müsse. Es war der erste Schritt einer unabhängigen und nationalen Politik, die erste That einer Grossmacht. Freilich hatte sich Athen dadurch in einen unabsehbaren Krieg verwickelt, aber es war ein nothwendiger, ein gerechter und ein segensreicher. Denn alle Verluste an Gut und Menschenleben wurden weit überwogen durch die geistige Erhebung, welche der Gewinn des Sieges war. Nachdem man Stadt und Land preisgegeben, war die Idee des Staats, als einer von äusserem Besitze unabhängigen Gemeinschaft neu geboren, und die Idee des Hellenenthums den Athenern in neuer Kraft aufgegangen. Da war also an ein behagliches Ausruhen auf den gewonnenen Lorbern nicht zu denken, sondern wie man erst nach Beginn des Kampfes die Kriegsmittel herbeigeschafft hatte, so musste auch nach dem Siege erst die volle Berechtigung zu demselben gewonnen werden. Auch der Geist verlangte neue Erwerbungen, einen weiteren Gesichtskreis, eine höhere Bildung; es war eine tief bewegte, eine gährende und in sich arbeitende Zeit des Uebergangs. Denn noch bestand in männlicher Kraft das alte Athen, die Generation der Marathonkämpfer, den väterlichen Sitten treu ergeben, mässig, schlicht und bürgerlich, als deren Kern sich die Familien betrachteten, die seit unvordenklichen Zeiten den Boden von Attica bestellten. Daneben drängte sich das jüngere Athen vor, in jener Zeit aufgewachsen, die Themistokles mit seinem Geiste beseelte, da man Häfen und Werften baute, Schiff auf Schiff in rastloser Geschäftigkeit von Stapel liess und alles junge Volk sich mit Ruder und Segel übte. Da wurde der Blick von den väterlichen Fluren in's Weite gerichtet, wo Insel an Insel sich reihte, die bis zu den fernsten Küsten auf Athens Schutz zählten. Damit begann ein Aufschwung der Gewerbe, ein Trieb zu Unternehmungen, ein Hang zu raschem Handelsgewinne, wodurch die Stille des bisherigen Lebens vollständig unterbrochen war. Nun kamen dazu die anregenden und aufregenden Berührungen mit den Städten Ioniens, wo eine Forschung begonnen hatte, welche sich der Welt der Erscheinungen kühn entgegenstellte, die den menschlichen Geist aufrüttelte aus seinem

behaglichen Dahinleben und ihn frei machte von dem Ansehen des Herkömmlichen. Eine neue Bewegung begann, indem Alles in Frage gestellt wurde, um entweder verworfen, oder sicherer als bisher gewonnen und besessen zu werden. Mit dem Zweifel begann der Kampf und das Ringen nach bleibender Wahrheit; neben den praktischen Tugenden, wie sie der Bürger in Krieg und Frieden zu gemeinem Nutzen bethätigt hatte, entfalteten sich neue Tugenden, indem der Geist ohne äussere Zwecke nach der Anschauung des Ewigen und Göttlichen trachten lernte, die Tugenden der Erkenntniss und der Weisheitsliebe.

Also die erste und wesentliche Voraussetzung des Staatsglücks war vorhanden, eine Fülle von Lebenskräften, in einem Staate vereinigt, und zwar in einem Staate, der das glücklichste Mass der Grösse hatte, nicht gefährdet durch eine zu grosse Kopffzahl, welche den Staat schwächt anstatt ihn zu stärken, indem sie Unordnungen hervorrufft und die klare Uebersichtlichkeit unmöglich macht, wie sie den republikanischen Gemeinden des Alterthums unentbehrlich war; andrerseits aber auch nicht an abnehmender Bürgerzahl leidend, wie Sparta, dessen Leitung dadurch mehr und mehr in die Hände eines sich verengernden Familienkreises gerieth, sondern eine vollkräftig blühende Bürgergemeinde, deren Gesundheit auf Mässigkeit und gymnastischer Uebung beruhte, ein Bürgerstaat, der es durch Fleiss und Klugheit zu einem allseitigen Wohlstande gebracht hatte, selbstgenugsam in Krieg und Frieden, durch seine Mauern dem Feinde unnahbar und durch seine Flotte im Stande, allen Mächten am Mittelmeere die Spitze zu bieten, ein Staat, an welchen sich eine grosse Menge gewerbthätiger Insassen angeschlossen hatte, die dem Staate, dessen Schutz sie genossen, mit Treue anhängen, ein Staat endlich, der reich an Sklaven war, welche dem Bürger die niederen Arbeiten abnahmen und ihm die zur Entwicklung bürgerlicher Tugenden unentbehrliche Musse verschafften, ohne dass sie, wie die Heloten, eine feindlich lauernde und staatsgefährliche Menge bildeten.

Unter diesen Umständen kam es nur darauf an, dass die in Athen vorhandenen Kräfte, die geübten und bewährten sowohl wie die neu angeregten und ihrer Entwicklung harrenden, zu einem festen und klar erkannten Ziele geleitet wurden, damit sie nicht etwa zerstörend oder hemmend einander entgegenwirkten. Eines festen Ziels bedarf ja zu seinem Heile der Staat so wohl wie der einzelne Mensch; denn glücklich kann nur der sein, welcher weiss, was

er will. Die Entschiedenheit des Willens verdoppelt unsere Kraft und ist die Quelle jeder freudigen Gemüthsstimmung. Darum halten wir einen gewissen Geist für unser bestes Gut, darum betrachten wir mit Vorliebe das Leben solcher Männer, welche ganz dahin gegeben waren an die Macht einer Idee und vertiefen uns am liebsten in solche Abschnitte der Geschichte, in welchen alle besseren Volkskräfte nach einem Ziele streben. Wenn wir daher berechtigt sind zwischen guten und schlechten Zeiten zu unterscheiden, so dürfen wir wohl diejenigen für die bevorzugten halten, welche von einem grossen und bewussten Berufe erfüllt sind.

Einen solchen Beruf hatte Athen, und zwar war es kein willkürlich gemachter und kein von ehrgeizigen Parteiführern ersonnener, sondern ein solcher, der sich aus der Vergangenheit mit Nothwendigkeit ergab, den die Geschichte der Stadt und des Volks forderte, ein attischer zugleich und ein hellenischer Beruf.

Eine fast unzählige Menge von Gemeinden hatte das hellenische Volk in seinen Gebirgsthälern und Küstenlandschaften gegründet; in der Anlage einzelner Städte, im Ausbau scharf begränzter Cantonalstaaten war das Mögliche geleistet; denn auch ausserhalb ihres engeren Land- und Seegebiets hatten die Hellenen kühn jeden Platz sich angeeignet, der ihren Handelszwecken entsprach; überall hatten sie mit überlegener Geisteskraft die Barbaren zurückgedrängt und an den fernsten Gestaden ihre Sprache, Sitte und Religion festgehalten. Jetzt war es an der Zeit die zerstreuten Kräfte zu sammeln und nach einer seit Jahrhunderten fortschreitenden Zersplitterung des Volks die Einheit desselben wieder zur Geltung zu bringen.

Einst war Delphi der Träger der griechischen Volkseinheit gewesen, aber es hatte längst seine Macht verloren und durch seine feige Haltung in den Freiheitskriegen jedes Anrecht auf Oberleitung der hellenischen Angelegenheiten eingebüsst. Auch Sparta hatte seine Führerschaft verloren und zwar durch den schnöden Egoismus seiner Politik, durch die Schlechtigkeit seiner Heerführer und die gänzliche Unfähigkeit, grössere Unternehmungen zu leiten. Darum hatte sich in der Stunde der Noth das ganze jenseitige Hellas an Athen angeschlossen, und niemals ist ein Staat auf eine gerechtere Weise zu einer Grossmacht geworden; denn durch ihre Thaten hatten die Athener ein Nationalgefühl wieder geschaffen, und die Möglichkeit einer freien Fortentwickel-

lung der griechischen Staaten war ihr Verdienst. Aber dieser Ruhm war es gerade, welchen die Anderen ihnen nicht gönnten. Sparta, dem die kleinen Kantone gewohnheitsmässig anhängen, wollte keine Macht neben sich anerkennen und suchte nur nach Gelegenheit, Athen zu schaden; die Mittelstaaten, namentlich Korinth und Theben, schürten unaufhörlich die Erbitterung, theils aus Aerger über die Machtstellung eines Staats, den sie als ihresgleichen angesehen hatten, theils aus Abneigung gegen die volksthümlichen Einrichtungen des attischen Staats. Sie wollten einmal von der Grösse Athens nichts wissen und betrachteten dieselbe nur wie eine ungehörige Unterbrechung der griechischen Geschichte.

Und doch ruhte die ganze Geschichte auf der einen Stadt! Denn nachdem sie Griechenland gerettet und eine neue Bahn gebrochen hatte, ging sie allein auf derselben vorwärts, während die Anderen nur eigensinnig trotzen, hemmen und verneinen konnten. Sie musste nun, unbekümmert um den Neid der Kleinen und die Missgunst der Böswilligen, aus eigener Kraft die ferneren Aufgaben der griechischen Volksentwicklung durchführen und für Alle allein die Gränzen hüten, das Meer sichern, und die griechische Cultur auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu vollkommener Gestaltung zu bringen suchen. Fürwahr ein grosser Beruf für eine einzelne Stadt, aber zugleich ein solcher, dessen Bahn klar vorgezeichnet war; ein idealer Beruf und doch ein unmittelbar praktischer, an welchem sich jeder Bürger persönlich betheiligen konnte und betheiligen musste, ein Beruf endlich, welcher seinen reichen Lohn in sich trug, indem er für alle Staatsangehörigen eine Erziehung zur Tapferkeit, zu freier Geistesbildung und uneigennütziger Vaterlandsliebe war.

Glücklich preisen wir den Staat, welchem ein so grosser und so bestimmter Beruf vorliegt, ein Beruf, der kein haltloses Schwanken gestattet, der die Gedanken vom Kleinlichen und Selbstischen abzieht, der die höchsten Ziele zu den nächsten macht und alle menschlichen Tugenden als Bürgerpflichten fordert. Aber in welcher Form, in welcher Verfassung sollte es Athen gelingen einem solchen Berufe zu genügen?

Athen stand am Ende einer Reihe von Verfassungszuständen. Unter einem starken Erbkönigthume hatte der Staat Einheit und Kraft gewonnen; das königliche Geschlecht war von dem anwachsenden Adel nach und nach seiner Vorrechte beraubt worden; aus dem Parteizwiste der Adelsgeschlechter war die

Tyrannis erwachsen und nach ihrem Sturze wurden die Hoheitsrechte des Staats der Bürgerschaft übergeben, welche sich durch gleichmässige Bethätigung einer aufopfernden Vaterlandsliebe das Recht erworben hatte, dass alle ihre Mitglieder gleichen Zutritt zu den Aemtern der Regierung und gleichen Antheil an der Gesetzgebung erhielten. Die Demokratie war nunmehr die zu Recht bestehende Verfassung, und die ausserordentliche Siegeskraft, welche die Bürgerschaft entwickelte, zeigte deutlich, dass diese Verfassung die für Athen wahrhaft angemessene sei; es konnte keine geeigneter sein, um eine wetteifernde Anspannung der Kräfte, eine allgemeine Hingebung und Opferbereitschaft hervorzurufen. Aber mit Opfern und Kriegsmuth allein war es nicht geschehen; auch die besten Gesetze halfen hier nicht aus. Athen bedurfte nach den Siegen einer festen, besonnenen und klugen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, es bedurfte eines kräftigen, persönlichen Regiments, es bedurfte eines Mannes, wie Perikles war.

Perikles war kein selbstsüchtiger Parteimann und kein neuerungssüchtiger Demagoge, der mit der Vergangenheit des Staats brechen wollte. Er entstammte selbst dem ältesten Landesadel und zugleich dem Geschlechte der Alkmäoniden, das zu dem jüngeren Adel gehörte und die Idee der Bewegung im Staate vertrat. Mit der Vorzeit des Landes eng verwachsen, war er aber zugleich von den Interessen der Gegenwart lebendig erfüllt. In ihm lebten die Gedanken des Themistokles, nur dass er mit Besonnenheit und Gerechtigkeit ausführen wollte, was Jener in Hast und gewaltthätig erzielte; denn er war als Staatsmann gewissenhaft und uneigennützig wie Aristides, und dabei als Feldherr glücklich und unüberwindlich wie der Sohn des Miltiades. Aber die Lage des Staats verlangte mehr, als eine Vereinigung der Vorzüge, welche die früheren Staatsmänner Athens ausgezeichnet hatten. Athen bedurfte einer königlichen Leitung; aber ein Königthum lässt sich nicht schaffen, wenn es untergegangen ist. Auch der Adel konnte nicht wieder an die Spitze treten; denn wenn es auch im Volke an alten Geschlechtern nicht fehlte, welche noch immer durch reichen Besitz und angestammte Tüchtigkeit eine politische Bedeutung sich bewahrt hatten, so hatten sie sich doch in den Freiheitskriegen nicht bewährt; in ihren Kreisen hatte sich mannigfache Hinneigung zum Nationalfeinde gezeigt, die Erhaltung ihrer Standesrechte hatte ihnen höher gegolten als des Volks Ruhm und Ehre, und was Athen betrifft, so hatte sich

hier deutlich gezeigt, dass die Aristokratie ihre Vaterstadt lieber unter Sparta gebeugt, als in freier Verfassung aufblühen sehen wollte. Die ernste Mahnung der Geschichte, dass alle politischen Rechte verwirkt werden, wenn die Inhaber derselben sich in frevelhaftem Selbstdünkel der Bewegung der Zeit entgegenstemmen, hatte sich auch hier bewährt; der Adel hatte die Führerschaft verloren und seine Schuld war es, dass die Demokratie die allein mögliche Verfassung war.

Aber auch sie war praktisch unmöglich. Denn wie kann die Leitung eines ausgedehnten Reichs, das aus weiterstreteten und locker verbundenen Gliedern besteht, und überall angefeindet und bedroht wird, einer Bürgermenge überlassen werden, die auf offenem Markte tagt und in ihrer Gesamtheit unfähig ist, verwickelte Staatsverhältnisse zu behandeln!

Nicht selten sind in der Geschichte solche Fälle eingetreten, wo ein Staat plötzlich in Verhältnisse kommt, in denen die hergebrachte Verfassung sich für den erweiterten Beruf untauglich erweist, und es fehlt dann nicht an kühnen Männern, welche die Mängel abzustellen suchen. So erkannten in Gela die Söhne des Deinomenes, dass das ganze Griechenthum in Sicilien auf die Dauer nur durch eine starke Concentration, durch die Aufrichtung einer Reichsmacht erhalten werden könne. Gelon machte daher mit List und Gewalt Syrakus zum Mittelpunkte eines Inselreichs, und wenn er sich auch nachträglich durch allgemeines Stimmrecht die ertrotzte Gewalt bestätigen liess, so war er doch ein Gewaltherr und das Schicksal seines Hauses war das eines Tyrannenhauses. In dem unter einer lahmen und unwürdigen Familienherrschaft stehenden Rom erkannten die Gracchen die Nothwendigkeit einer neuen Staatsleitung, eines persönlichen Regiments, wenn Rom seinem Weltberuf genügen sollte, aber sie brachten es nur zur Revolution und ihre Gedanken konnten am Ende nur auf den Trümmern der ganzen zu Recht bestehenden Verfassung ausgeführt werden. Auch in Freistaaten neuerer Zeit ist die Verfassung thatsächlich aufgehoben worden, wenn dieselben in politische Beziehungen von grösserem Umfange eintraten, wie z. B. in Florenz, als die Mediceer mit erblicher Macht an der Spitze des Gemeinwesens standen. In allen Fällen dieser Art, wo aus praktischen Gründen die Staatsordnung als untauglich beseitigt wird, finden wir, dass mehr oder minder schroff das Recht gebrochen wird und dass unberechtigte Gewalten, wie die des Geldes, des soldatischen

Anhangs und der durch schlechte Mittel erworbenen Volksgunst den Staat an sich reissen. Nur eine Macht giebt es, welche in allen Zeiten die wahrhaft berechnete ist, das ist die Macht des Geistes, die Macht hervorragender Einsicht und Tugend. In dem Masse, wie diese zur Geltung kommt, ist jede Verfassung eine normale und gute, wie der Seelenzustand des Einzelnen ein wohlgeordneter ist, wenn die zur Herrschaft berufenen Seelenkräfte die niederen Triebe leiten; in dieser Beziehung giebt es also in der That nur eine einzige richtige Verfassung, die wahre Aristokratie. Und darin bestand nun das unvergleichliche Glück Athens, dass ihm in der Zeit seiner schwierigsten Aufgaben eine solche Verfassung zu Theil wurde, und zwar ohne Gewaltsamkeit, ohne sogenannte 'rettende Thaten' und ohne Rechtsbruch.

Wir dürfen dies wohl als etwas der griechischen Nation Eigenthümliches ansehen, dass bei ihr seit ältesten Zeiten geistige Bildung als eine Macht im Staate angesehen worden ist. Ihre Könige schon sind Lehrer des Volks, wie Pittheus in Trözen, der auf dem Markte am Musenheiligthume seine Unterthanen zu Redeübungen vereinigt haben soll. Die Macht Delphis beruhte auf der dort vereinigten Wissenschaft; die ältesten Philosophen, wie Thales, Empedokles, Parmenides, waren einflussreiche Staatsmänner. Der grosse Gelehrte Hekataios hatte eine einflussreiche Stimme bei den Ioniern, und als durch die Verschmähung seines Rathes die Erhebung misslungen war, half er noch durch seinen Einfluss das Schicksal der Besiegten mildern, gerade so wie wir am Ende der griechischen Geschichte Polybios thätig sehen, seinen Einfluss bei den Siegern zu Gunsten seiner Landsleute geltend zu machen, und wie sehr man den Besitz hervorragender Welt- und Menschenkenntniss als Bedingung einer würdigen Amtsführung im Staate ansah, bezeugt noch der gelehrte und philosophisch gebildete Strabo, der sein bewunderungswürdiges Lehrbuch der Erdkunde für Solche schrieb, die sich zu staatsmännischer Thätigkeit vorbereiten wollten.

Dieser echt hellenische Gesichtspunkt hatte vorzugsweise seine Geltung in Athen, und wenn nun Perikles hier kraft des unveräusserlichen Herrscherrechts überlegener Geisteskraft die erste Stelle im Staate beanspruchte, so kam ihm dabei der Umstand zu Gute, dass um seine Zeit eine neue Seite hellenischer Bildung und damit eine neue Kraft des hellenischen Geistes sich entfaltete. Perikles war einer der Ersten in Athen, die philosophisch gebildet

waren. Als Schüler und Freund des Anaxagoras hatte er einen Standpunkt gewonnen, den Keiner mit ihm theilen konnte. Er stand ausserhalb der Menge und darum konnte er sie bewegen; er war als Philosoph über ihre Vorurtheile erhaben; als Philosoph hatte er einen stets auf hohe Ziele gerichteten Sinn, überlegene Denkkraft, unerschütterliche Fassung, Klarheit des Urteils und eine Fülle von Gesichtspunkten, die er mit Geistesgegenwart beherrschte. Also die Forderung, von welcher Plato die Möglichkeit einer glücklichen Reform des gesellschaftlichen Lebens abhängig macht und die gewöhnlich von allen platonischen Forderungen am meisten belächelt zu werden pflegt, dass nämlich Philosophen im Staate herrschen müssten, diese Forderung wurde, so weit sie vernünftig ist, durch Perikles verwirklicht.

Aber wie war denn ein solches Herrschen möglich, innerhalb einer vollendeten Demokratie, deren Grundsatz es ist, keine Autorität dem Volke gegenüber anzuerkennen, jede Macht durch Theilung zu beschränken und auch die beschränkte Macht nur auf kurze Frist zu verleihen, um den Gegensatz von Regierenden und Regierten möglichst aufzuheben?

Freilich war das Staatswesen der Athener darauf angelegt, dass soviel wie möglich alle Bürger abwechselnd regieren und gehorchen sollten, aber sie haben niemals das Heil ihres Staats dem Unwesen einer unbedingten Massenherrschaft preis gegeben. Sie haben ihre Beamten erloost, weil sie glaubten, dass zu den laufenden Verwaltungsgeschäften jeder ihrer Mitbürger die genügende Vorbereitung besitze, und das Loos hat die Stadt vor vielem Unsegen der Wahlumtriebe und Parteikämpfe bewahrt; aber sie haben demselben niemals eine unbedingte Berechtigung eingeräumt. Das Amt der Heerführung, mit welchem ausgedehnte Vollmachten in Beziehung auf die auswärtigen Angelegenheiten und die öffentliche Sicherheit verbunden waren, so wie die oberste Finanzstelle sind immer den Männern des allgemeinen Vertrauens vorbehalten worden. Diese Aemter stiegen an Ansehen, so wie die Loosämter an Bedeutung verloren. Es bedurfte also nicht der Aufhebung des Looses, wie sie in Florenz erfolgte, um die Herrschaft der Mediceer zu befestigen, sondern Perikles regierte den Staat, ohne eine seiner Institutionen zu verletzen; er regierte ihn als der erwählte Mann des öffentlichen Vertrauens, als Berater der Bürgerschaft, als Oberfeldherr der Republik, als Aufseher ihrer Finanzen und endlich als Bevollmächtigter der Gemeinde zur Ausführung der öffentlichen

Arbeiten. So vereinigte sich in dem perikleischen Regimente das Gute der verschiedensten Staatsformen; der unverkennbare Vorzug einer Demokratie, welche Alle zu gleicher Theilnahme am Staatswesen heranzieht, jeden einzelnen Bürger für das Heil des Ganzen verantwortlich macht, Willkür, Einseitigkeit, Missbrauch der Gewalt, Unredlichkeit der Politik möglichst verhütet und die grösste Kraftentwicklung hervorruft. In dem allgemeinen Wetteifer bewähren sich die Besten der Bürger, und indem diesen die Vertrauensämter übertragen werden, so verbindet sich mit der Volksherrschaft der jedem Gemeinwesen unentbehrliche Segen einer wahren Aristokratie. Der seltenste und glücklichste Fall ist aber ohne Zweifel der, wenn sich Einer als der Beste bewährt. Dann ist scheinbar freilich die Demokratie aufgehoben, denn es herrschen nicht Alle, sondern Einer, nicht der Erste, Beste, sondern der Erste und Beste; aber dennoch konnte eine solche Herrschaft nur aus dem Boden der Demokratie sich entwickeln, denn diese hat ja gerade darin ihre politische Berechtigung, dass in ihr ohne alle Nebenrücksichten der unbedingt Beste an die erste Stelle rücken kann. Er stellt die Tugend, welcher Alle nacheifern, das Gesetz, welchem Alle dienen, in sich persönlich dar. Anstatt des todten Buchstabens steht ein persönliches Wesen im Mittelpunkte, wie es zu allen Zeiten ein Bedürfniss der menschlichen Natur gewesen ist, ein Mann, der immer das Ganze im Auge hat, und mit jenem königlichen Blicke, wie ihn Plato entwickelt, die Dinge beherrscht. Und ein solcher König war Perikles inmitten der Republik, kein Parteihaupt, darum frei und unabhängig; ein gerechter König, indem er nicht das Seine suchte, sondern, von aller Hoffart fern, ein arbeitvolles Leben ganz dem Staate widmete; ein legitimer Fürst, indem er durch freiwillige Anerkennung seiner Mitbürger herrschte; ein schlichter Bürger und dennoch ein geborener Herrscher, denn er war mit Gaben so ausserordentlicher Art ausgerüstet, dass er nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hatte, durch dieselben zu herrschen. Er hatte die Kraft des Genius, welche die zerstreuten Elemente magnetisch anzieht und ihnen Bewegung und Richtung giebt. Seine Herrschaft war um so sicherer, je verständiger und tugendhafter seine Mitbürger waren; er hob sie empor, wenn er sie leitete; es verstummten in ihnen die niederen Begierden, wenn er zu ihnen redete. Das war die ethische Kraft seines monarchischen Regiments, und so dürfen wir wohl sagen, dass sich das Gute der verschiedenen Staatsformen auf die seltenste Weise in dieser Staatsleitung vereinigte.

Aber was den Inhalt der perikleischen Politik betrifft, lag nicht in ihr der Keim des Bürgerkriegs, war nicht die Schwäche und Demüthigung der anderen Bundesstaaten Voraussetzung und Ziel der Grösse von Athen, war Perikles Regiment nicht eine Herausforderung gegen Sparta und wie kann man die Vorbereitung des entsetzlichsten Bürgerkriegs eine glückliche Periode nennen?

Freilich haben schon im Alterthume Feinde und Spötter Perikles den Anstifter des Kriegs genannt; freilich war er vorzugsweise der Gegenstand des Hasses von Sparta, das seine Ausweisung als Unterpfand des Friedens verlangte; aber diese Forderung beruhte nur darauf, dass man in Perikles die Macht Athens erkannte, wie aus gleichem Grunde der Feind unsers deutschen Vaterlandes die Ausweisung seines grössten Staatsmanns verlangte. Perikles hat nie einen Hass gegen die anderen Staaten gezeigt. Er hat alle unberechtigten Oberhoheitsgelüste ruhig und entschlossen zurückgewiesen; er hat die Ummauerung Athens vollendet, Heer und Flotte geordnet, den Staatsschatz gesammelt, damit seine Vaterstadt jeden Augenblick kriegsbereit sei und selbstgenugsam; er hielt die Bündner auch wider ihren Willen fest, weil er den kleinen Inselstädten nicht das Recht zugestehen konnte, nach eigener Laune ihre Politik zu bestimmen und dadurch die mit viel Blut erkaufte Sicherheit des griechischen Meers in Frage zu stellen, aber er war ein entschiedner Gegner aller Eroberungsgelüste, er war ein Mann des Friedens, weil nur im Frieden Athen das Werk, zu dem es berufen war, ausführen konnte, und dies Werk war ein nationales.

Ein politisches Vaterland gab es nicht mehr. Der in den Freiheitskriegen erneuerte Staatenbund war aus einem Schutze der nationalen Entwicklung eine Fessel derselben geworden und endlich durch Spartas Schuld aufgelöst worden. Perikles versuchte neue Einigungen, aber umsonst. Athen blieb auf sich angewiesen. Es musste also die geistigen Güter, die den nationalen Gemeinbesitz bildeten, um so treuer pflegen, um so rastloser dahin streben, das Bild eines vollkommenen Griechenthums bei sich darzustellen, und seine Schuld war es nicht, wenn dasselbe ein vollständiges Gegenbild von Sparta wurde. Es handelte sich also nicht bloss um eine achtunggebietende Machtbildung dem Auslande gegenüber, sondern auch um eine Ausgleichung der Stammesunterschiede, um eine Verbindung der noch im Gegensatze stehenden Volkskräfte, um eine Aussöhnung alter und neuer Bildung; denn die Aufklärung

drang von Ionien unaufhaltsam ein. Abwehren liess sie sich nicht, aber es kam darauf an, den Glauben der Väter festzuhalten, mit welchem die Volkssitte und Volkskraft unauflöslich verbunden war, und diese Versöhnung war die Aufgabe der Kunst, wie sie von Pheidias und Sophokles geübt wurde. Indem in Athen vereinigt wurde, was bis dahin in den verschiedenen Stämmen und an verschiedenen Orten sich entwickelt hatte, entstand aus der Vereinigung etwas wesentlich Neues; es entstanden Kunstwerke, die weder dorisch noch ionisch, sondern attisch und zugleich echt hellenisch waren. Es entwickelten sich auch ganz neue Richtungen, wie in der Philosophie, in der Beredsamkeit und in der Geschichtschreibung. Herodot und Thukydides sind als Historiker so verschieden wie möglich von einander, aber in dem Einen stimmten sie überein, dass der Staat des Perikles den Mittelpunkt ihrer Geschichtsanschauung bildete. Und alle die grossen Leistungen der Stadt in Wissenschaft, Poesie und Bildkunst, sie gehörten nicht einem auserwählten Kreise der Gesellschaft an, sie bildeten nicht den Schmuck eines Hofes, sie dienten nicht zu prahlerischer Schaustellung des erworbenen Wohlstandes, sondern sie gehörten dem Gemeinwesen an, wirkten bildend und läuternd auf alle Angehörigen desselben und kamen durch Betheiligung der ganzen Bürgerschaft zu Stande. Jeder Bürger musste stolz sein auf eine Vaterstadt, die Solches leisten konnte, ja jeder gebildete Hellene musste sich in Athen zu Hause fühlen und anerkennen, dass in der Stadt des Perikles das wahre Hellas sei. War also sein Wirken nicht ein echt nationales, und war es nicht ein Glück für Athen, wie es sich selten wiederholt, einem so hohen Berufe in solcher Weise genügen zu können?

Aber, sagt man, so glänzend immerhin der Zustand des perikleischen Athens war, als einen glücklichen dürfen wir ihn kaum preisen, da er doch nur ein Moment war in der Volksgeschichte; der rasche Verfall zeigt ja, auf wie unsicheren Grundlagen jenes Glück beruhte. Soll damit die Blüthe Athens als eine künstlich getriebene und deshalb vergängliche bezeichnet werden, so widerspricht dem der Charakter der ganzen Zeit und ihrer Werke. Was sie geleistet hat, ist durch den überschauenden Blick des Einen Mannes nach allen Seiten gefördert worden, aber eine willkürlich hervorgerufene, durch äussere Mittel und um äusserer Zwecke willen angeregte, durch Ueberreizung beschleunigte können wir die Entwicklung Athens nicht nennen, sondern sie ist aus dem Volke mit frischen Trieben hervorgegangen, national und gesund.

Oder soll etwa gar die Zeitdauer den Massstab des Glücks abgeben? Das würde freilich vollständig dem widersprechen, was wir im Einverständnisse mit den Weisen Griechenlands als das Wesen des Glücks erkannt haben. Dann müsste eine lange Reihe kümmerlicher Jahre einem kurzen, inhaltreichen Leben in voller Kraft der Gesundheit, dann müsste das lange, kränkelnde Dasein des spartanischen Staats der Vollblüthe des attischen Lebens vorgezogen werden!

Die Staaten des Alterthums lebten rascher, als die neueren, schon deshalb weil sie kleiner waren und ihre Bürgerschaften abgeschlossene Körperschaften; jeder öffentliche Unfall betraf unmittelbar jeden Einzelnen, jeder Verlust wurde schwerer ersetzt, jede Veränderung war durchgreifender. Daher sind die Krisen des Verfassungslebens häufig so plötzlich eingetreten, und in manchen Staaten können wir beinahe nach Jahr und Tag den Wendepunkt des inneren Lebens bestimmen. In Athen war die Umänderung besonders plötzlich und überraschend; sie war aber nicht die Folge der von Perikles geleiteten Entwicklung, sondern allgemeiner Entwicklungsgesetze, denen keine Macht des Geistes die alten Staaten entziehen konnte, und dazu kamen Unfälle von unberechenbarer und unwiderstehlicher Beschaffenheit, welche den Kern der Bürgerschaft zerstörten. Und sollte Perikles, wenn er die kurze Dauer der Grösse Athens voraussah, etwa anders gehandelt haben? Sollen wir die Energie unsers Strebens nach der muthmasslichen Dauer des Erfolgs abmessen, dann wäre Demosthenes ein Thor und Verbrecher gewesen, dann würde von Heldensinn und Heldenthat in der Geschichte nicht mehr die Rede sein.

Und war denn nach Perikles Tode auf einmal Alles vorbei? Wer wagt das zu behaupten? Freilich verstimmten sich bald die Saiten, die Harmonie trübte sich; niedere Richtungen gewannen die Oberhand. Aber der Segen, der jeder grossen Zeit folgt, blieb auch hier nicht aus. Die perikleischen Denkmäler blieben der beste Schatz der Stadt für alle Jahrhunderte; Athen blieb auch ohne Perikles unüberwindlich, so lange es den Grundsätzen seiner Politik folgte; es blieb der heimathliche Herd aller höheren Richtungen des hellenischen Geistes, und so lange noch Lebenskräfte vorhanden waren, haben die Athener im Andenken an jene grosse Zeit immer sich selbst wiedergefunden.

Eines freilich kehrte niemals wieder. Das war die Universalität des griechischen Geistes, wie sie sich in Perikles dargestellt hat. Grosse Feld-

herren, Staatsmänner, Philosophen und Redner hat Griechenland noch in bedeutender Anzahl hervorgebracht, und mit der Trennung der verschiedenen Richtungen wurde in den einzelnen Fächern sogar eine grössere Meisterschaft erreichbar. Er aber war, wie der Erste, so auch der Letzte, der alle Kräfte des griechischen Geistes harmonisch in sich entfaltete und an dem entscheidenden Wendepunkte der nationalen Entwicklung den Besitz der Vorzeit mit dem Gewinn der Neuzeit zu verbinden wusste, ein Altathener zugleich und ein Ionier, dem Herkommen treu und ein Führer der Bewegung. Auch die Macht weiblicher Bildung hat er zuerst in ihrer Bedeutung erkannt. Freilich giebt es Viele, welche sich nicht eher beruhigen, bis sie an jeder Grösse die Schwächen und Gebrechen aufgespiürt haben, um sich dem unbequemen Gefühle bewundernder Anerkennung zu entziehen. Aber das Wesen und die Bedeutung eines Mannes liegt doch nicht in den Schwächen und Unvollkommenheiten, die er mit allen Sterblichen theilt, sondern in dem, was ihn auszeichnet vor der Menge derselben und ihm seinen historischen Charakter giebt. Missgünstigen Menschen mag es ärgerlich sein, dass uns nichts Glaubwürdiges überliefert ist, was die sittliche Würde des Perikles beeinträchtigt; wir prägen nur um so lieber die Züge des grossen Mannes unserem Gedächtnisse ein und freuen uns der dauernden Bedeutung seines Lebenswerks.

Denn wir, denen im perikleischen Athen das merkwürdigste Staatsleben vor Augen tritt, die wir in seinen Denkmälern das Wesen echter Kunst wieder gefunden haben, die wir die belebende Berührung jener Geister, die Perikles wie ein Musaget um sich sammelte, täglich an uns spüren, wir werden doch nicht von kurzen und vergeblichen Bestrebungen jener Zeit reden? Blosser Nachruhm ist ein eitles Ding, aber nicht so eine durch Jahrhunderte dauernde Wirkung, welche unter den verschiedensten Völkern die Liebe zum Guten und Schönen weckt. Das Bewusstsein, nicht für eine kurze Gegenwart, sondern für die kommenden Geschlechter zu wirken, hatten Perikles und seine grossen Zeitgenossen, und dies Bewusstsein war ihnen ein Trost für vielfältige Verkenning, Lästern und Verfolgung und ein Quell des Lebensmuths; es war zugleich die höchste Weihe, welche auf dem Glücke des perikleischen Athens lag.

Also auch wir haben unseren Antheil daran. Auch für uns, die wir heute hier versammelt sind, hat Perikles gewirkt, und die Wissenschaft ist es,

welche uns diese Wirkung zu Gute kommen lässt. Sie ist das Band, welches alle Generationen verbindet und die Nachgeborenen zurückweist auf die Wohlthäter unseres Geschlechts. Es ist kein guter Geist, welcher uns zuruft: Weh dir, dass du ein Enkel bist! Denn alles Grosse und ewig Gültige, was die Vorzeit hervorgebracht hat, ist unser, und dies überreiche Erbgut immer voller der Gegenwart anzueignen, ist die Aufgabe aller Anstalten, in denen die Wissenschaft gepflegt wird, vor allen die der Universitäten. Wir sollen also keinen trüben Epigonenstimmungen nachhängen; wir sollen nicht 'die Trümmer hinübertragen und klagen um die verlorene Schöne', sondern, unseres Reichthums froh, das Zertrümmerte aufbauen, das Vergangene in's Leben rufen und die Schätze der Weisheit heben. Wir brauchen nicht ängstlich und scheu unsere Hände davon zurück zu halten; 'es ist Alles Euer', sagt uns das apostolische Wort. Die alten Staaten wurden freilich gefährdet, wenn zu der nationalen Bildung eine andere, fremdartige hinzutrat, weil dadurch die volksthümliche Grundlage des Gemeinwesens erschüttert wurde. Unser Culturleben steht, Gott sei Dank! auf anderen Grundfesten. Wie wir daher unsere wahre Jugend mit hinüber nehmen sollen in das reife Alter, so dürfen und sollen wir auch das Alterthum, so weit seine vorbildliche Bedeutung reicht, in die Gegenwart verpflanzen und Lebenskräfte daraus nehmen. Die Melanchthonfeier hat uns ja von Neuem daran erinnert, wie unsere heiligsten Interessen mit den wahren Humanitätsstudien unzertrennlich verbunden sind. In diesem Sinne haben wir auch heute das Glück des perikleischen Athens betrachtet, im Sinne des echt akademischen Wahlspruchs: Es ist Alles unser!

Wir kommen nunmehr zur Verkündigung der von den Facultäten über die eingelieferten Preisarbeiten gefällten Urtheile.

Für die theologische Abhandlung war die Aufgabe gestellt:

Librorum ecclesiae Lutheranae symbolicorum de sacrae Scripturae ambitu et partibus, origine divina, atque auctoritate normativa et judiciali doctrina, quae vel disertis verbis in iis expressa est, vel argumentis et exemplis, e libris sacris petitis, tanquam fundamentum subjacet, accurate exponatur, comparatis Lutheri et Melanchthonis his de rebus sententiis in privatis eorum scriptis obvis.

Darauf ist eine Beantwortung eingegangen mit dem Motto: *Diligentiam et fidem in re omnium maxima Deo, Ecclesiae et posteritati praestemus, veritatem inquiramus, amemus, tueamur et ad posteros incorruptam transmittamus!* (Melanchthon).

Der Verf. hat dem wichtigen und schwierigen Thema ein ernstes Nachdenken und angestregten Fleiss zugewandt, die Quellen sorgfältig benutzt, und über mehrere der betreffenden Untersuchungen ein richtiges und befriedigendes Resultat gewonnen, auch im Einzelnen manche scharfsinnige, von tieferer Erfassung der Gegenstände zeugende, Bemerkungen gemacht. In den leitenden Grundgedanken ist ein wohlüberlegter Zusammenhang, und das Gerüst, worauf er seine Endurtheile gründet, ist mit Sachkenntniss und Umsicht aufgeführt; auch trifft er in diesen mit den bewährtesten Ergebnissen der neueren Forschungen über denselben Gegenstand zusammen.

Bei vielem Lobenswerthen leidet die Arbeit aber auch an wesentlichen Mängeln. Der Verf. hat die Aufgabe, gegen den offenbaren Sinn und Inhalt derselben, mehr aus dogmatischem als historisch-kritischem Gesichtspunkte gefasst, und demgemäss behandelt. So ist unter Andern statt einer Beantwortung der historischen Frage: welche einzelnen Bücher in unseren Bekenntnisschriften als Theile der heiligen Schrift anerkannt werden, eine weitläufige, hier ganz ungehörige, Erörterung der dogmatischen Eintheilung des Inhalts der heiligen Schrift in Gesetz und Evangelium gegeben. Eine Folge dieser mehr dogmatisch-subjectiven Behandlung der Aufgabe ist gewesen, dass er sich zu sehr in seinem eignen Gedankenkreise bewegt, und seine eignen Ansichten über die betreffenden Gegenstände nicht genug von den Lehren und Grundsätzen der symbolischen Bücher und der Reformatoren, wie sie sich der objectiven historischen Forschung ergeben, unterscheidet, so dass er es oft mehr auf Begründung der eignen Theorie über die Lehre der symbolischen Bücher aus den Bekenntnisschriften, als auf streng historische Darlegung ihrer Lehre über diesen Gegenstand, abgesehen hat. Ueberhaupt sind mehrere einzelne, zum Theil wichtige Fragen nicht scharf genug in's Auge gefasst, und daher schwankend und unbefriedigend beantwortet. Auch wäre eine bestimmtere Rücksicht auf die Geschichte der Forschungen über den wichtigen Gegenstand zu erwarten gewesen.

Die Darstellung lässt sehr viel zu wünschen übrig. Es fehlt derselben

an Bestimmtheit, Klarheit und Lebendigkeit, und sie leidet gar sehr an Weitschweifigkeit und Schwerfälligkeit. Was die Latinität betrifft, so vermisst man nicht allein die *proprietas sermonis latini* und Eleganz des Stils, sondern stösst auch nicht selten auf sprachwidrige Incorrectheiten.

Wenn demnach die Facultät die Arbeit nicht hat mit dem Preise krönen können, so erkennt sie doch, in Erwägung des darauf verwandten grossen Fleisses und des mancherlei Rühmlichen und Verdienstlichen, welches sie enthält, derselben das *Accessit* und eine ausserordentliche Prämie zu.

Als Verfasser der Abhandlung hat sich gemeldet

CARL TEICHMANN aus Hannover.

Preispredigten über den aufgegebenen Text Joh. 15, 14—16 sind vier eingegangen.

Nr. 1 mit dem Motto: *Sei getreu bis in den Tod u. s. w.* und Nr. 2 mit dem Motto: 1 Joh. 2, 3 sind beide, besonders die letztere, mit rühmlichem Fleisse gearbeitet, und zeigen Spuren von oratorischem Talent. Es ist zu hoffen, dass ihre Verf., bei weiteren theologischen und homiletischen Studien, in Zukunft etwas Tüchtiges leisten werden. Aber beide eingereichten Predigten sind in Anlage und Ausführung zu mangelhaft, und haben in Inhalt und Form zu viel Verfehltes, als dass sie weiter berücksichtigt werden konnten.

Der Verf. von Nr. 4 mit dem Motto: *credo ut intelligam*, hat seinem Gegenstande ernstes Nachdenken, der Arbeit grossen, fast zu sichtbaren, Fleiss gewidmet. Das Thema, wie die Theile desselben sind im Ganzen richtig aus dem Texte hergeleitet, die Hauptgedanken mehrentheils gut entwickelt und befriedigend ausgeführt. Die Rede ist gedankenreich und es fehlt nicht an treffenden, oft ingenüösen Bemerkungen und wirksamen Stellen. Das Ganze, besonders der practische Theil, ist von inniger Wärme durchdrungen. Diesen Vorzügen stehen aber bedeutende Mängel gegenüber. Das Thema, wie dessen Haupttheile hätten deutlicher und bestimmter ausgedrückt werden müssen. Der erste Haupttheil enthält manches Ungehörige; auch sind hier die Unterabthei-

lungen nicht immer in natürliche logische Ordnung gestellt, auch die einzelnen Hauptgedanken nicht gleichmässig ausgeführt, oft zu weitläufig, zum Theil zu kurz und dürftig. Im zweiten Theil vermisst man gleichfalls öfter die gehörige Sonderung und richtige logische Gliederung der einzelnen Gedanken, und auch hier wird das Wichtigere nicht immer genug hervorgehoben. Ueberhaupt aber mangelt der Predigt die innere Einheit und gehörige Begrenzung; die Rede schweift oft aus in fremde Gebiete, wodurch der Zusammenhang unterbrochen wird. Sie verliert sich öfter in biblisch-dogmatische Betrachtungen, und geht über die Grenzen einer Predigt hinaus. Schon desshalb eignete sie sich nicht zum Halten in der Kirche, und konnte ungeachtet des vielen Lobenswerthen und selbst Ausgezeichneten, welches sie enthält, nicht zur eigentlichen Preisbewerbung zugelassen werden.

Die Predigt Nr. 3 hat zum Motto 1 Joh. 4, 18. In der ganzen Predigt drückt sich ein inniges, warmes, sittlich-religiöses Gefühl aus, und zeigt sich eine glückliche Gabe, die Gedanken zu gestalten und die Gefühle passend und wirksam auszudrücken und mitzutheilen. Die Arbeit zeugt von gereifterem Verständniss der h. Schrift, von theologischer Durchbildung, wie auch von tieferem Nachdenken und angestrengtem Fleiss in der Ausführung. Thema und Eintheilung sind geschickt aus den Textesworten hergeleitet, diese selbst auf fruchtbare Weise angewandt, die Hauptgedanken gut entwickelt und meistens befriedigend ausgeführt, auch die einzelnen Theile ziemlich gleichmässig behandelt, und harmonisch zu einem Ganzen verbunden. Es fehlt nicht an treffenden lichtvollen Gedanken. Darstellung und Stil sind gewandt, lebendig populär, die Sprache würdig und edel. Vermissten lässt sich mitunter genauere logische Gliederung der Theile, und sorgfältigere Ausführung einiger Hauptgedanken und deren practische Anwendung. Einige für die Kanzel weniger passende Ausdrücke liessen sich leicht mit anderen passenderen vertauschen.

Der öffentliche Vortrag der Predigt in der Kirche war lobenswerth, wenn gleich demselben etwas mehr Lebendigkeit zu wünschen gewesen wäre.

Die Facultät hat dieser Arbeit in Betracht ihrer die Mängel weit überwiegenden Vorzüge den vollen homiletischen Preis zuerkannt. Bei Eröffnung des Zettels ergab sich als Verfasser

IWAN FRANZ aus Niederstöcken im Hannöverschen.

Der juristischen Facultät ist keine Beantwortung ihrer Preisfrage zugegangen.

Der medicinischen Facultät ist als Beantwortung der von ihr für dieses Jahr aufgestellten Preisfrage: *Mutationes, quae in parenchymate tunicae oculi humani et animalium inflammatione efficiuntur, microscopice investigentur.* eine Abhandlung eingereicht mit dem Motto:

„Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,“
 „Mach es Wenigen recht: Vielen gefallen ist schlimm“.

Die Abhandlung zerfällt in einen normal anatomischen und einen pathologischen Theil.

In jenem sind nach einer ausführlichen historischen Darstellung der bisherigen Kenntnisse über den mikroskopischen Bau der normalen Hornhaut und einer eingehenden Kritik der verschiedenen Untersuchungsmethoden die Resultate der eigenen Beobachtungen des Verfassers angegeben.

Im zweiten Theile schildert der Verfasser nach einer historischen Uebersicht der bisherigen Darstellungen der mikroskopischen Erscheinungen der Keratitis die Beobachtungen, welche er selbst an acht, durch Haarseile in Entzündung gesetzten, thierischen Hornhäuten gemacht hat, stellt den Vorgang der entzündlichen Veränderungen übersichtlich genau dar und vergleicht seine Schlussfolgerungen mit den Meinungen seiner Vorgänger.

Ein Anhang betrifft die Regeneration der Epithelien der Hornhaut.

Sieben Abbildungen versinnlichen das Beschriebene.

Die historische Darstellung zeichnet sich durch Vollständigkeit und Klarheit aus; die anatomischen Untersuchungen des normalen Baues so wie der pathologischen Veränderungen der Cornea und die daraus gezogenen Schlüsse sind mit so viel Fleiss, Umsicht und Verstand gemacht, dass wir dem Verfasser darüber unsere volle Anerkennung ausdrücken. Er klagt selbst darüber, dass die gegebene Zeit zu kurz gewesen sei, der Untersuchung die gewünschte Vollendung zu geben, und auch die Facultät wünscht, dass der Verfasser diesem Studium ferner seine Kräfte widmen möge.

In der Kritik seiner Vorgänger ist er bisweilen strenger, als es sich mit der Grösse wissenschaftlicher Forschung verträgt; bei einer Ueberarbeitung der Abhandlung werden diese Schärpen leicht zu mildern sein.

Die Facultät würde der Arbeit unbedingt den Preis zuerkennen. Indess besteht das Gesetz, dass die ihr überreichten Preisschriften in lateinischer Sprache verfasst sein sollen; die deutsche Sprache ist dabei nur dann erlaubt, wenn dies bei Verkündigung der Aufgabe besonders bestimmt und verkündigt wurde. Die eingereichte Arbeit hätte daher abgewiesen werden können: die Facultät hat indess in Betracht besonderer Verhältnisse und der Tüchtigkeit der Arbeit dieselbe angenommen: sie ertheilt dem Verfasser den Preis, jedoch nur unter der Bedingung, dass er die Arbeit in das Lateinische übersetzt der Facultät wieder einreiche.

Der eröffnete Zettel nennt als Verfasser

THEODOR LANGHANS aus Wiesbaden.

Die philosophische Facultät hatte im vorigen Jahre 2 Aufgaben gestellt, eine ordentliche und eine ausserordentliche.

Die ordentliche Aufgabe lautete:

Qua ratione Titi Livi annalibus usi sint historici Latini atque Graeci, accurate describatur, et quid inde in Livi textu quem dicunt constituendo repeti possit, dilucide exponatur diligentique singulorum locorum tractatione quam uberrime illustretur.

Sie ist zu lösen versucht durch eine mit dem Motto „Odi et amo“ bezeichnete Abhandlung, in welcher das Thema in zwei Theilen abgehandelt wird: der erste: qua ratione T. Livi annalibus historici Latini atque Graeci usi sint, describitur, ist zwar mit grossem Fleisse ausgearbeitet, genügt aber nicht völlig in der Bestimmung der Benutzung des Livius durch die Späteren: — der zweite, quid ex historicis Latinis atque Graecis, qui T. Livi annalibus usi sint, in Livi textu constituendo repeti possit, exponitur: — legt auch von dem Fleisse und den Talenten des Verfassers das vortheilhafteste Zeugniss ab, doch ist die erste Decade des Livius zu wenig berücksichtigt; dann sind die Versuche des Verfassers zur Heilung der verdorbenen Stellen des Livius nur in wenigen Fällen wirklich überzeugend. Da aber von den vielen Schwierigkeiten, welche die Aufgabe bot, viele in dieser Arbeit glücklich behandelt sind, ferner der Fleiss ihres Verfassers alle Anerkennung verdient, endlich die oben bemerkten Mängel von dem Verfasser bei genauer Revision seiner Arbeit ohne Zweifel beseitigt werden können, so hat die Facultät keinen An-

stand genommen, der mit dem Motto „Odi et amo“ versehenen Arbeit den Preis zuzuerkennen, bestimmt aber, dass vor dem Druck im ersten Theile die Art der Benutzung des Livius bei den Historikern näher bestimmt, im zweiten Theile der Text der ersten Decade mehr berücksichtigt und die Conjecturen des Verfassers genauer begründet und erörtert werden.

Der eröffnete Zettel nennt als Verfasser

ULRICH KOEHLER aus Orlishausen in Sachsen-Weimar.

Auf die ausserordentliche, botanische Preisfrage

Quaeritur, quomodo glandulae Cruciferarum hypogynae ad genera dignoscenda adhiberi possint.

ist nur eine Antwort eingegangen.

Der Verfasser dieser Arbeit hat die hypogynischen Drüsen bei einer grossen Anzahl von Cruciferen mit lobenswerthem Fleisse und vieler Genauigkeit untersucht, auch seinen Angaben über die Anzahl, Stellung und Gestalt jener Organe bei den einzelnen Arten eine Anordnung der von ihm untersuchten Cruciferen nach der Beschaffenheit der hypogynischen Drüsen hinzugefügt, und so ein recht brauchbares Material für die Beantwortung der gestellten Frage geliefert. Da er sich aber hierauf beschränkt hat, und die eine Seite der Aufgabe von ihm ganz unbeachtet gelassen ist, indem er sich nicht darauf eingelassen hat, auf Grund seiner Untersuchungen, die freilich zu dem Ende noch durch die Ermittlung der etwaigen Variabilität der hypogynischen Drüsen hätte vervollständigt werden müssen, nachzuweisen, welche Bedeutung diesen Blüthentheilen für die Unterscheidung der Gattungen beizulegen ist, so kann die Facultät dem Verfasser der mit dem Motto „silentio et spe“ bezeichneten Schrift den Preis nicht zuerkennen, hat jedoch in Betracht der zahlreichen und zum Theil schwierigen, von ihm mit Fleiss und Sorgfalt angestellten, Untersuchungen beschlossen, ihm das Accessit zu ertheilen.

Die neuen Preisaufgaben, deren Bearbeitungen vor Ende März 1861 in die Hände der Dekane gelangen müssen, sind folgende.

Die theologische Facultät stellt für die wissenschaftliche Abhandlung die Aufgabe

Origines et caussae monachatus enarrentur diiudicenturque ex ratione dogmatica et ethica.

Und für die Predigt als Text

1 Cor. 3, 21—23.

Die juristische Facultät:

Ordo iureconsultorum postulat

Doctrinam de minima capitis deminutione accurate explicatam, ratione habita iuris tam anteiustiniani quam Iustiniani nec non hodierni, iis modis, quibus secundum mores Germanorum ius patriae potestatis solvitur, non neglectis.

Die medicinische Facultät:

Ordo medicorum rationem vult explicari, qua cellulae pigmenti, quae stelliformes appellantur, in primis oculorum, gignantur et formentur, ita quidem, ut maxime quaeratur, quo iure homines docti complures retia cellularum pigmenti a retibus vasorum capillarium originem ducere nuper conceperint. Qui hanc quaestionem tractare voluerint, vel latino sermone vel germanico uti poterunt.

Die philosophische Facultät stellt zwei Aufgaben,

eine ordentliche, philosophische:

Agendi patiendique mutuum inter substantias intercedere commercium aut omnino negaverunt philosophi, aut qui fieri possit, ut altera substantia in alteram agat, altera alterius in se effectus recipiat, variis modis explicare studuerunt. Inter quos explicandi conatus dignissima memoria ea exstat doctrina, quam de harmonia rerum praestabilita Leibnizius proposuit. Quam quum ipse Leibnizius caput esse philosophiae suae professus sit, existere eius interpretes, qui id ipsum negarent, quique eandem doctrinam nonnisi ad tardiora incultiorum hominum ingenia accommodatam ab eo fuisse existimarent. Atque adhuc sub iudice videtur ea lis esse. Materiam igitur disputandi hanc vobis, Commilitones, in proximum annum proponimus, ut breviter primum praemoneatis de mutuo rerum commercio quid Cartesius, Geulinxius, Malebranchius, Spinoza senserint, dein maiore diligentia exponatis, Leibnizius quasnam difficultates sibi enodandas ab illis exceperit, et quibusnam

philosophandi principiis ad conformandam suam de harmonia praestabilita sententiam commotus sit, vestro denique ipsi iudicio iudicetis, ista eius doctrina an concedi possit, et concessa quantum ad expediendas huius argumenti difficultates valeat. Ad cognoscendum vero et explicandum Leibnizii sensum iis potissimum utamini, quae in litteris ad Arnauldium datis ipse uberius exposuit.

Die ausserordentliche, mathematische, ist folgende:

Aequationes generales motui fluidorum determinando insercientes duobus modis exhiberi possunt, quorum alter Eulero, alter Lagrangio debetur. Lagrangiani modi utilitates adhuc fere penitus neglecti clarissimus Dirichlet indicavit in commentatione postuma „de problemate quodam hydrodynamico“ inscripta; sed ab explicatione earum uberiore morbo supremo impeditus esse videtur. Itaque postulat ordo theoriam motus fluidorum aequationibus Lagrangianis superstructam eamque eo saltem perductam, ut leges motus rotatorii a clarissimo Helmholtz alio modo erutae inde redundant.

Die verkündeten Aufgaben stellen die wissenschaftlichen Bestrebungen in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit dar; aber wie die Facultäten, von denen sie ausgehen, nur den verschiedenen Richtungen der Wissenschaft entsprechen, welche unter einander vielfach verbunden sind, wie die Ideen des höchsten Guts und des Rechts, die ewigen Gesetze der Natur und die Ordnungen der Geschichte nur Ab Spiegelungen Einer Wahrheit sind: so sind auch jene Aufgaben nur verschiedene Zielpunkte Einer Wissenschaft, und unsere Junifeier ist vorzugsweise dazu bestimmt, die Einheit unserer Bestrebungen uns in das Bewusstsein zu rufen. Vielwisserei nährt den Geist nicht. Was aller Forschung die Weihe giebt, ist die Verleugnung des Selbstischen und das uneigennützig Ringen nach Erkenntniss. Diese sittliche Aufgabe ist uns Allen gemeinsam und wir danken Gott für einen Beruf, der uns täglich und stündlich in Geduld und Treue übt, der uns täglich von dem Kleinen auf das Grosse, von dem Vergänglichen auf das Bleibende, von dem Zufälligen auf das Nothwendige, von dem Schein auf den ewigen Grund der Dinge hinführt. Er verpflichtet uns durch das gemeinsame Ziel auch zu einer gemeinsamen

Arbeit; denn nur als Genossenschaft können wir ihm genügen, und wenn auch nur die Lehrer als Amtsgenossen zusammenbleiben, während die akademische Jugend einem Flusse gleicht, welcher unaufhörlich zu- und abströmt, so glauben wir doch und wissen, dass die, welche uns einmal wirklich angehört haben, auch unser bleiben und, wenn auch zerstreut durch das ganze Vaterland, doch durch geistige Bande dauernd mit uns verbunden sind. Dadurch wird unser Wirken ein vaterländisches; denn die Idee des Vaterlandes ist bei uns Deutschen am wenigsten ein todter Schatz, den wir bequem mit uns herumtragen können, sondern ein solcher, der, wie alle geistigen Güter, immer neu gewonnen, immer vollständiger erworben und dargestellt werden muss, wenn er uns nicht verloren gehen soll. Das sind die gemeinsamen Ziele, welche wir uns freudig vergegenwärtigen; denn wenn das Ringen nach hohen und festen Zielen das Wesen des menschlichen Glücks ist, so haben wir allen Grund mit voller Dankbarkeit dessen zu gedenken, was uns beschieden ist.

Aus dem Kreise unserer Amtsgenossen ist auch in diesem Jahre ein Mann geschieden, welcher der Stolz unserer Universität war; ein ehrwürdiger Greis, der lebensmüde sein reiches Tagewerk beschloss. Sein Werk lebt fort unter uns und sein Andenken bleibt uns theuer. Denn auch die Vorangegangenen lassen wir nicht aus unserer Gemeinschaft; wir setzen fort, was sie begonnen, um den überlieferten Ruhm der Georgia Augusta unbefleckt zu erhalten. Das ist das Banner, um das wir uns schaaren. Gott helfe uns weiter! Er segne den durchlauchtigsten Rektor unsrer Universität, unseren gnädigen König und das königliche Haus, er behüte und segne unser deutsches Vaterland!

